

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

133 (7.6.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 7. Juni 1924

Friedensliebe

Ein Dialog über die Möglichkeiten menschlicher Vernunft
Von Curt Amend.

A.: Und wenn an jedem Tage hundert pazifistische Agitatoren reden, und wenn an jedem Tage Tausende von Artikeln erscheinen, die die Abrüstung verlangen, so wird damit der Krieg nicht aus der Welt geschafft werden. Und solange die Wahrscheinlichkeit eines Krieges besteht, ist es die Aufgabe eines jeden Volkes, militärisch so gerüstet zu sein, da es, um mit dem bekannnten Schlagwort zu reden, „allen Eventualitäten ins Auge sehen kann.“

B.: Bevor ich Ihnen darauf antworte, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es unmöglich ist, die militärische Rüstung eines Landes so auszubauen, daß sie wirklich allen Eventualitäten genügt. Schon allein diese Einschränkung scheint mir zu beweisen, daß Ihre ganze Auffassung irgendwo schwache Punkte haben muß. Wäre es wirklich denkbar, daß ein jedes Land und ein jedes Volk durch einen gigantischen Ausbau seiner militärischen Streitkräfte sich ein für allemal vor Angriffen und Kriegen schützen könnte, dann wäre auch ich Anhänger eines solchen Militarismus. Dann würde er, wenn auch mit ungeheuren Opfern, den Frieden verbürgen. Aber Sie wissen selbst zu genau, daß das eine Chimäre ist.

A.: Nun gut! Dann kommt es eben darauf an, daß ein Volk sich militärisch mindestens so tüchtig und kräftig erhält, daß es unmittelbare Bedrohungen seiner Landesgrenzen oder Demütigungen seiner Ehre abwehren kann. Sie werden doch sicherlich die militärische Situation, in der sich Deutschland zurzeit befindet, nicht als angenehm empfinden.

B.: Selbstverständlich empfinde ich sie nicht als angenehm. Sie wäre es vielleicht, wenn alle übrigen Mächte im gegenwärtigen Verhältnis ihrer Bevölkerungszahl die gleichen Streitkräfte unterhalten würden, wie wir. Solange aber ein Volk von noch nicht 40 Millionen Einwohnern, also Frankreich 1½ Millionen Soldaten unter Waffen hält, der 60 Millionen umfassende Nachbarstaat aber nur 100 000 Mann unter Waffen haben darf, bedeutet das eine Verächtlichkeit und eine ständige Bedrohung des Friedens. Denn die Macht, der keine Schranken gesetzt sind, ist nun einmal die beste Verführung zur Willkür. Aus alledem folgert auch für mich, daß, wenn alle Staaten ihre Heere haben dürfen, auch Deutschland sich eine Streitmacht gestatten darf, die seiner Bevölkerungszahl und seiner militärischen Leistungsfähigkeit entspricht. Und auf die Dauer wird kein Vertrag der Welt uns dieses Recht verweigern können.

A.: Dann wären wir ja eigentlich einig. Denn dann halten ja auch Sie eine starke militärische Rüstung für notwendig.

B.: Gewiß! Solange die Menschen mit ihrer Vernunft so wenig anfangen können, wie bisher, solange die zahllose Mehrheit der Menschen oder die sie beherrschenden Minderheiten wirklich der Meinung sind, Streitigkeiten müßten letzten Endes mit der Waffe in der Hand ausgetragen werden, solange hat meiner Überzeugung nach auch der Pazifist die Pflicht, seinem Volke alle die Mittel zu bewilligen, die nötig sind, um direkte Angriffe abzuwehren zu können! Ein Pazifist, der die eigenen Waffen fortwirft, während der mutmaßliche Gegner sich ständig neue zulegt, handelt nicht nur unpatriotisch, sondern wie ein Narr. Denn der Wehrlose wird immer auf der ganzen Welt niedergetreten und verflucht werden; es müßte denn gerade sein, daß ein zweiter Starke ein Interesse an seiner Existenz hat und dem ersten Starke in den Arm fällt. Das ist übrigens die Situation Deutschlands. Unsere faktische Wehrlosigkeit Frankreich gegenüber können wir nur dadurch einigermaßen ausgleichen, daß wir wenigstens mit anderen mächtigen Staaten in Frieden leben und an ihnen eine gewisse Stütze haben. Aber das ist nur ein Notbehelf.

A.: Auch in diesem Punkt besteht eigentlich keine Uneinigkeit zwischen uns. Nur verstehe ich nicht, wie Sie dann überhaupt noch von „Pazifismus“ sprechen und diesem merkwürdigen Gebilde eine Daseinsberechtigung zuerkennen können. Denn offenbar halten Sie doch den Pazifismus als solchen für existenzberechtigt. Oder ist das Ganze bei Ihnen nur eine Theorie?

B.: Gewiß ist es eine Theorie, aber eine lebendige Theorie, d. h. eine solche, die in die Praxis umgesetzt werden kann oder zum mindesten in die Praxis umgesetzt werden sollte. Allerdings trennen sich hier ein für allemal die Wege dessen, der sich von der menschlichen Vernunft einen Fortschritt der Gesamtmenschheit erhofft, und dessen, der diese menschliche Vernunft so, wie sie sich zurzeit präsentiert, als etwas für immer Gegebenes hinnimmt und noch eine Aufwärtsentwicklung der Menschheit leugnet. Ich muß gestehen, daß ich zur ersten Kategorie ge-

höre. Und ich persönlich würde dieses ganze Leben nicht für lebenswert halten, wenn nicht doch irgendwie die Hoffnung da wäre, durch zielbewußte Erziehungsarbeit an sich selbst und an den anderen, durch die Ausnutzung aller Möglichkeiten, die nun einmal in der menschlichen Vernunft liegen, einen Fortschritt der Menschheit heraufzubeschwören. Denn eines ist mir völlig klar: sollte ich mir vorstellen, daß die Menschheit auf dieser — absolut betrachtet — beklagenswert niedrigen Stufe, wie sie heute zu beobachten ist, für immer verharret, dann möchte ich allerdings einen jeden Lebenshauch, den anständige Menschen an jenes Werk der Erziehung setzen, für nutzlos verpufft halten; dann hätte das Leben für den Menschen seinen tieferen, sittlichen Zweck verloren, und dann könnte die Menschheit sich begraben lassen. Die große Periode der Vereisung, die manche Gelehrte für die nächsten Jahrtausende vorherzusagen, könnte dann gar nicht früh genug kommen.

A.: Ich glaube zwar nicht an das Gerücht von einer möglichen, neuen Vereisung der Erde, gebe Ihnen aber zu, daß der Mensch bis jetzt mit seiner Vernunft nicht viel Gutes anzufangen gewußt hat. Aber das wird wohl in der Natur der Dinge so begründet oder von der Vorsehung so gewollt sein. Immerhin hat ja diese menschliche Vernunft auch einige Großtaten vollbracht und zwar zu allen Zeiten. Und daran müssen wir es uns wohl genügen lassen. Das Leben ist, wie es nun einmal ist, und muß so hingenommen werden. Jedenfalls möchte ich nicht, welche Tatsachen oder welche exakten Beobachtungen Sie zu der Annahme einladen, daß eine Höherentwicklung der Menschheit mittels der Vernunft möglich wäre. Ich finde, daß, wenn man sich die Weltgeschichte besieht, es letzten Endes immer dieselben Gefühle, aber auch dieselben Betätigungen der Vernunft sind, die das Leben der Menschheit, ihrer Rassen und Stämme beeinflussen bzw. regulieren.

B.: Wenn Sie das sagen, so haben Sie eben nicht genau beobachtet. Und zwar liegt das daran, daß Sie in Jahrhunderten und nicht in Jahrtausenden, ja in Jahrzehntausenden zu denken versuchen. Gewiß: wenn Sie die Geschichte der Welt etwa von den Zeiten der Pyramidenerbauer bis heute überblicken, dann ist allerdings, vom Menschlichkeitsstandpunkt aus gesehen, zumal nach den Erfahrungen des Weltkrieges, der Fortschritt im großen und ganzen nicht sehr imponierend. Aber Sie vergessen, wie so viele Historiker, Ethnologen und Kunstforscher, daß, bevor ein Theopd den Auftrag zum Bau der nach ihm benannten Pyramide geben konnte, Jahrhunderte und Jahrtausende verfloßen sein mußten, um überhaupt erst die Voraussetzung für das Aussprechen und die Bewältigung eines solchen Auftrages schaffen zu können. Es mußte erst das entstanden sein, was wir als den Staat bezeichnen.

Dieses größte Wunderwerk der menschlichen Vernunft ist gewiß nicht über Nacht entstanden. Es hat Jahrtausende gebraucht, bis die Menschheit soweit war, daß sie Staaten bilden konnte. Und eine ungeheure Masse wilder und undisziplinierter Gefühle, tierischer Begierden und blutiger Leidenschaften mußte erst nach und nach gebannt und gezügelt werden, bevor überhaupt die Errichtung eines Gemeinwesens, eines Staates denkbar war. Und daran knüpfte ich meine Hoffnung. Genau so, wie es möglich gewesen ist, den vom tierischen Erbe belasteten und hin- und hergezerrten Menschen zum Staatswesen zu erziehen, genau so muß es möglich sein, vermittels der menschlichen Vernunft, die einzig und allein auch jenes große Erziehungswort vollbrachte, eine Menschheit heranzuzüchten, die ohne den Krieg, ohne die blutige Auseinandersetzung mit den Waffen auskommt und lediglich den Kampf des Geistes freigibt, natürlich nicht ohne diesen Kampf von der Beobachtung einer ganz bestimmten, die Erde umfassenden Moral abhängig zu machen.

Die Erde ist im wesentlichen erschlossen. Damit, daß plötzlich, wie in den Zeiten des alten Rom völlig frische und unverbrauchte Naturvölker auftauchen, die die Erstlings der bisherigen Zivilisation in Frage stellen, ist nicht mehr zu rechnen. An Problemen fehlt es deshalb nicht. Aber diese Probleme sind im großen und ganzen bekannt, und ihre Lösung läßt sich durchaus einfügen in jenes große Werk der Erziehung des Menschen zur Friedensliebe. Gewiß handelt es sich hier schließlich um eine Angelegenheit des Glaubens und der Überzeugung. Sie mögen mir entgegenhalten, was Sie wollen: mein Glaube an die Möglichkeiten menschlicher Vernunft ist so groß, daß ich mir eine Entwicklung vorstellen kann, die zur Abschaffung des Krieges führt. Sittlich betrachtet, wäre es das wertvollste Ziel, das es für die Menschheit überhaupt gibt. Und deshalb können wir nicht früh genug an seiner Verwirklichung arbeiten. Allgemeine Abrüstung und Errichtung eines wahren, die ganze Welt umfassenden Völkerbundes sind die ersten und obersten Forderungen, die wir für diese Arbeit zu erheben haben!

Der deutsche Humor und der deutsche Witz

Von Bogumil Golz

Der Humor ist eine Notwendigkeit für den Menschen, der das Ideal nicht mit der Wirklichkeit und sein Bewußtsein nicht mit seinem Gewissen versöhnen, der seinen Verstand nicht mit seinen Leidenschaften ausgleichen kann. In einem harmonisch reibildeten, naiven, glänzigen Gemüt oder in einem Menschen, der etwas Tüchtiges leistet und mit heftigem Ernste erstrebt, ist kein bleibendes Schisma, kein Dualismus, also auch kein Humor.

Im Süden, wo die Sinnlichkeit des Menschen besser mit seinem Geiste, also der Realismus besser mit dem Idealismus verschmolzen ist als im Norden, gibt es wohl naturwüchsige Heiterkeiten, aber keinen Humor nach englischem oder norddeutschem Begriff und Geschmack. Er ist erst da möglich, wo es zum Bruch zwischen Natur und Geist, zwischen sinnlichem und über sinnlichem Verstande gekommen ist. Die alten Griechen hatten keinen Humor, die Franzosen zeigen ihn selten und die Kinder Gott sei Dank nie, weil es bei ihnen noch nicht zur Spaltung zwischen Natur und Kultur, zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen Pflicht und Leidenschaft und zwischen allen andern Lebensfaktoren kommt. Der Glücklichste, der Liebende, der Zufriedene, der Tugendhafte hat selten Witz und Humor.

Wenn wir aber weder zu den Glücklichsten u. Liebenden noch zu den Zufriedenen und harmonisch Versöhnten, noch zu den Kindern und Frauengemütern, noch zu den klassischen Griechen oder zu den naiven Italienern und Franzosen gehören, weit wir fernere deutsche Männer und in der Masse keine vollendeten Dichter und Künstler, keine Weltweisen, keine Heiligen, auch keine Heiligen und Tugendspiegel sind: so müssen wir durch unsern natürlichen Humor beweisen, daß wir weder Heuchler noch Kulturaffen noch törichte Dummköpfe, daß wir keine Geschäftsautomaten sind; so müssen wir beweisen, daß in uns das Ideal mit der gemeinen Wirklichkeit und die Norm mit den Abnormitäten und Gebrechen der Persönlichkeit ringt.

Nicht selten war sonst der Humor eine Rettungsanstalt für altgewordene sentimentale Kerle, die ihre natürliche Herzlichkeit und Leidenschaftlichkeit mit Ironie und Witz maskieren oder ausgleichen wollten. Die herzlosen und unpersönlichen, aber geschmackvollen und „harmonisch gebildeten“ Modernen befinden sich gar nicht mehr in dem abgeschmackten Fall, Mißbilligkeiten mit Humor auszufüllen.

Die Zerwürfnisse der menschlichen Natur können verschärft und unerschuldet, tief und flach, wahr und gelogen, und so kann auch der Humor eine Notwendigkeit, so kann er die spielende Freiheit des Gemüts, der Gemütswitz, oder andernfalls eine widerwärtige Originalitätssucht und Selbstschwelgerei, eine übertriebene Zweispieltigkeit sein.

Wer wie Herder und Schiller mit der Geschichte und Philosophie, oder wie Goethe mit der Natur, oder wie Lessing ganz und gar mit der Literatur und ihrer idealen Form getraut ist; wer eines, und zwar ein Großes, mit ganzem Geiste, mit heiligem Ernste will; wer sich nicht zu viel mit dem Gegenfassen des Lebens, mit den Zweideutigkeiten und Widersprüchen aller Begriffe, nicht zu viel mit seiner Person oder mit andern Persönlichkeiten und Misereen beschäftigt, wird kein Humorist.

Die humoristische und ironische Art des Dichters hat ihren Grund nicht nur in einer geistigen Jungfräulichkeit, einer Verschämtheit des innersten Menschen, wie sie z. B. Friedrich Wilhelm III. charakterisierte, sondern im Verstande und in einer Wahrheitsliebe, der jedes Pathos und jede Empyose als eine unausstehliche, verächtliche Pizerei erscheint. Der nordische Preuze beherrschte gleichsam zwei Menschen, einen Verstandes- und einen Gefühlsmenschen, in sich. Wenn dieser sich etwas Menschliches begehrt läßt, so macht der Verstand seine Grimassen dazu. Der Preuze glaubt immer nur einen Augenblick an die ideale Welt und an sein Gefühl. Hat er sich mit seinem Herzen eine Absage gegeben, so gießt er gleich Wasser auf die Begeisterung, und wenns dann sprudelt und zischt, so findet der Humor seine Rechnung und Genugthuung. Es darf kein echter Witz- oder Dichtpreuze sich unter seinen Bekannten auch nur eine augenblickliche Dellektion und Gestaufe begehren lassen, wenn er nicht wagen will, daß ihm eben sein bester Freund auf die Achsel klopfend und phlegmatisch gähnend, laut ins Ohr sagt: „Mensch, mach dich doch nicht zum Narren!“ Dieser scharf kristallisierte Verstand, der jede Sentimentalität, jeden Schatten von idealem Überschwang im Interesse einer nüchternen Wahrheitsliebe geißelt, ist der Schlüssel zu dem Wesen von preußischen Charakteren wie Bülow, Yorck und Stein, die sich keinen Augenblick mit schwümgelassen Worten, Gebärden und Stimmungen das Wort ergehen lassen, was erst durch Taten erworben werden sollte. Von solcher männlichen Wachheit hat kein Franzose und kein Südländer einen Begriff.

Der englische Humor geht aus einem berechtigten Selbstgefühl und kerngesunden Witz hervor; aber auch zugleich aus seinem Zynismus und Profanum, die leicht so schamlos in Worten und Werken werden, daß sie Rückschläge des Gewis-

fehlt herborzucken, die im gemeinen Volk, bei Matrosen und Fischweibern, mit bestialen Gemeinheiten überhäuft werden. Selbst der Humor der gebildeten Stände, Englands mastiert nicht selten viel tiefer gehende Missetaten, Misere und Ungehörlichkeiten, als in dem Leben der gebildeten Klassen in Deutschland zum Vorschein kommen.

Je nach den Bildungsvorgängen, je nach der Geisteskraft, der Gemütsstärke eines Volkes oder Einzelwesens wird auch sein Humor flach oder tief, profan oder mystisch. Das deutsche Volk hat mit den alten Ägyptern die Sterbensphilosophie, die Melancholie gemein, und so wird auch der deutsche Humor aus Tod und Leben zusammengesetzt.

Eine den Deutschen eigentümliche Erscheinung ist der Gesinnung an einer gewissen Art von Anstimm in Worten und Worten, ja der entschiedene Hang dazu. Ich erkläre ihn mir aus einer Rückwirkung der starken deutschen Sinnlichkeit gegen die ebenso mächtige Schulvernünftigkeit, Höflichkeit und Bedanterie. Wie dem auch sei, so hilft dieser im Familienleben, in der Schule und in den Lehrjahren gepflegte deutsche Überwitz gewisse Elemente des Humors, des Volksartums, der Sprichwörter bei Kinderspielen und viele deutsche Besonderheiten erklären, die der Bedant schlechtweg für Karikaturen ausgibt. Es gibt sich aber auch in denselben das Bedürfnis des Deutschen nach einer Erholung von seinem melancholischen Tiefstimm und seinen Gewissensbeunruhigungen kund. Der deutsche Ernst und die deutsche Vernunft bedürfen ein Gegengewicht und finden es sehr natürlich im Scherz, der Unsinn aber in Mangweimen, in luciden Worten, Wortspielen, Redefiguren und ganzen Geschichten usw. befreit sich zugleich mit dem Scherz auch noch die deutsche Vorliebe für das Absonderliche, Wunderbare und Abenteuerliche, das unabhängige Freiheitsgefühl, die Willkür und Raunen der Person. Der Deutsche hat mitunter zwei Gemüt, aber nicht zwei Witz, was übrigens zu den guten Merkmalen gehört.

So oft uns die Gemütsstärke eines Menschen angepriesen wird, so können wir sicher sein, daß er wenig Verstand und Witz besitzt, und ebenso mögen wir uns überzeugt halten, daß die allzeit witzigen Leute nicht nur wenig Gemüt, sondern daß sie noch weniger soliden, auf wirkliche Kenntnisse gegründeten Verstand besitzen. Wer mit guter Witz, mit echter Dialektik und Sachkenntnis zählen kann, wer auf die Sachen, auf welche Wahrheiten und Kenntnisse ausgeht, wer die Genugthuungen des Lebens in sich verspürt, wer gegenüber der Gesellschaft und der Geschichte ein gutes Gewissen und wahren Stolz besitzt; wer frei von Eitelkeiten ist, wer auf Augenblicke Erfolg und Menschengunst verzichtet, der kann nicht auf Witz eingedacht, der kann nicht gewandt in Witzreden, witzigen Wendungen, Gedankenverbindungen und solchen Redensarten sein.

Wer aber mit Gott, mit der Menschheit, mit sich selbst, mit Wissenschaften und Künsten gescheitert ist, weil er nirgends etwas Rechtes leistete; wer sich geringachtet weiß, wer den Leuten nicht trauen darf, wem sein eigenes Gewissen den Lump und Dilettanten auf den Kopf zusagt, der ist witzig, und je öfter er mit Witz zahlen muß, wo er die Baluta schuldig bleibt, desto witziger wird er.

Daß es einen geerbten oder angewöhnten, durch Verhältnisse hervorgerufenen Witz gibt, und daß sich derselbe nicht nur mit tiefem Gefühl vertragen, sondern auch die Reaktion, die Wärme zarter und tiefer Empfindungen wie Gewissensmysterien sein kann, haben wir bei der Verurteilung über den Humor gesehen. Leute aber, die bei allen Gelegenheiten einen herzlichen Witz ausstrahlen, sind erfahrungsgemäß ohne Wärme und flachen Gemüts.

Originalcharaktere, die ein bestimmtes und erfahrungsmäßiges Bewußtsein von den Zwiespalten haben, in denen sich ihre Persönlichkeit und Lebensart mit den modernen Formen und der beliebigen Gattung befinden, pflegen diesem klugen Bewußtsein von vornherein mit einer Witzironie und Selbstspottung zu begegnen, um so das Recht wie die Einleitung für die Kritik ihrer Umgebungen zu gewinnen. Man kann sehr spöttisch, sehr witzig und bissig und gleichwohl ein tiefer Menschenfreund und sogar ein zärtlicher Charakter sein. Im allgemeinen aber ist und bleibt der Witz ein Anzeichen, daß „etwas faul ist im königreiche Dänemark“ oder in Deutschland oder an der eigenen Person.

Der geniale Witz besteht nicht nur darin, daß der Verstand eine Reihe von Vermittlungen überspringt; daß er eine formale Abhandlung auf den kürzesten Ausdrucks zurückführt; daß er Witzschneiderei und alles aus der Mitte herausgreift; daß er von der Peripherie in das Zentrum springt und dieses zum Weltkreise zu dehnen versteht; sondern daß er den Schein in Mitleid nimmt; daß er mit dem Nichts das Dasein zu machen; von der Null zu borgen (Papiergeld in Kurs zu bringen), den Kredit und die Illusionen auszunutzen, die Ideen zu verwirklichen, daß er Sein und Nichtsein ineinander zu polarisieren, daß er, Gott ähnlich, aus dem Nichts zu schaffen, daß er die Lebensmittelbarkeit festzulegen, daß er die flüchtigsten wie die bleibendsten Geistesprozesse, daß er die Harmonien wie die Dissonanzen der Seele in eine gemeinverständliche Form abzufangen, daß er aus der Inspiration und Pathologie des Verlebens eine Kunst zu machen, daß er die leisesten Lebensregungen zur Rede zu stellen versteht.

Dieser schöpferische und poetische Witz ist das Kennzeichen des Genies; die angeschauten Genies derselben ist die Schönheit und die Kunst. In diesem erhabensten Sinn hat der Deutsche den meisten und besten Witz.

Der Witz, d. h. der könnende, schöpferische, kombinatorische und anschauende Verstand, kleidet sich in mancherlei Gestalt. Der Franzose versteht sich auf den verneinenden Witz, auf das bon-mot, auf das Enthüllen der Lächerlichkeit, namentlich derjenigen, die in der Disharmonie und in dem Mißverhältnis von hergebrachten Formen besteht. Gleichwohl gibt es keine sterblichen, der sich in der Fremde so ruhig, so unfähig erweist, mit gegebenen Formen und Verhältnissen im Wechselwirkung zu treten. Eben der Franzose ist es, der beim besten

Willen nicht aus der Haut zu fahren oder eine originelle Persönlichkeit und Lage augenblicklich zu erraten vermag und doch möchte in dieser Selbstverleugnung und freiwilligen Verwandlung, in dem Durchschauen einer zweiten Seele und in dem Verändern der eignen der Triumph des poetischen, des deutschen Witzes bestehen. Der Franzose kann sehr leicht höflicher, besser gekleidet und liebenswürdiger als der Deutsche sein, weil er flacher, leichtfertiger und naiver ist; weil er nicht Verstand genug besitzt, die Kunst zu erweisen, die zwischen seiner eignen Persönlichkeit und einer zweiten, zwischen seinem Idealismus und der gegebenen Wirklichkeit oder der Situation aufhört. Der Deutsche aber vermag diese Kunst mit einem Humor, d. h. mit einem Gemütswitz zu überbrücken, welchen der Franzose weder herzubringen noch zu begreifen vermag. Vergleichen mit dem deutschen Witz, der in Goldkörnchen aus Gemütsstiefen und in solchen Wecheln zu zahlen vermag, die in der ganzen Welt disfontiert werden, ist der Franzosenwitz nur Glitter, Goldschäum, Geistesmousseur, Spritz. Es kommt hier wie überall auf Liebhaberei und Nachfrage an.

Wer den deutschen Sprichwörtern und Redensarten nicht das Wesen des Witzes, d. h. den verächtlichsten und launigsten Lebensverstand abweckt, der hat sicherlich keinen Mutterwitz geerbt. Die menschliche Karikatur ist der unerschöpflichste und liebste Stoff für allen Witz, und in der Selbstverspottung ist der Deutsche ein Britos.

Aus Nr. 357 der Insel-Bücherei: Bogumil Golski, Die Deutschen.

Bei den Tjivokve

Wir entnehmen diese Leseprobe dem soeben erschienenen Buche „Im Schatten von Angola“ von Dr. Alfred Schachtzabel, Rufus am Kaiser-Museum zu Berlin. Angola steht als portugiesische Kolonie, neuerdings im Vordergrund des allgemeinen Interesses. (Verlag Deutsche Buchvertriebsstellen, Dresden.)

Eines Morgens im Februar kündigten Minutenschiffe in Namurata an, daß mein alter Freund Satjingonga nach langen Krankenlager durch die Pforte des Todes in das Reich der „vakalla“ eingegangen war. Ich eilte sofort zu seiner Hütte, und als ich im Weiler anlangte, hatte bereits das Klagen der Weiber und Kinder eingesetzt. Sämtliches Hausgerät, einschließlich der am inneren Dach angebrachten Netze zum Aufbewahren von Töpfen, hatte man schon entfernt und auf freiem Platz aufgestapelt. Nach wenigen Stunden taten wir alle in die Luft abgegebenen Schüsse kund, daß der inzwischen mit schwarzen, weißen und roten Erbsen bemalte Leichnam zur Beerdigung hergerichtet wurde. Er wurde in ein großes Stück Baumrinde eingewickelt und mit eben solchen Streifen an einen Pfahl angebunden. Währenddessen saßen alle herbeigeeilten Mitglieder der Sippe, die Männer von den Frauen getrennt, vor der Hütte und unterhielten sich über den Verstorbenen, erzählten von seinen bei Lebzeiten vollbrachten Taten und hoben besonders seine guten Eigenschaften hervor; bei den Männern hockten auch die bereits beschrittenen Anaben, während die jüngeren zu ihren Müttern gehörten.

Das Weib des Satjingonga lauerte mit ihren Kindern als nächste Leidtragende, abseits von allen, im Schatten der Hüttenwand. Nachdem alles vorbereitet war, trugen zwei der nahen männlichen Verwandten den Leichnam zum Dorfe hinaus, in dessen Pfahle an der nächstgelegenen Stelle ein Loch gebrochen war, um ihn an einem besterhaltenen Orte im Dorf ohne weitere Formalitäten zu begraben. Der Hauptling Namuwata rief ihm nach, daß er normalerweise an einer Krankheit gestorben und nicht vergiftet worden sei, daß er also keinen Grund habe, das Dorf der Geister, das „majete mua bakullu“, jemals zu verlassen, um in die Heimat zurückzukehren und Krankheit oder sonstiges Übel über einen der zurückgebliebenen Lebenden zu bringen.

Während alle Männer sich daraufhin wieder an ihre täglichen Beschäftigungen gaben, verließ die Witwe das Dorf durch daselbe Tor, durch das man vorher ihren toten Gatten hinausgetragen hatte, ging hinunter zum nahen Bach Namudalla und nahm ein Bad zum Reinen, daß sie mit dieser Körperlichen Reinigung auch alles, was noch an den Verstorbenen erinnerte, hinwegwuschte. Den Weiler betrat sie wieder an der der Ausgangsöffnung gegenüberliegenden Seite, wo ihr eine Hütte zum Wohnen zur Verfügung gestellt wurde.

Bei jeder Beerdigung finden noch einige nachträgliche Handlungen statt: so bereitet am nächsten Tage die Geisterpriesterin aus verschiedenen Pflanzenblättern eine Lauge, die in einem Topf an der Stelle in der Pfahle, wo der Leichnam hinausgetragen wurde, aufgestellt wird. Am Abend kommen dann alle Bewohner des Weilers und bestreichen sich mit der Flüssigkeit Gesicht und Oberkörper, um sich vor den möglicherweise zu befürchtenden böswilligen Handlungen des Verstorbenen zu bewahren.

Die Sterbehütte wird abgebrochen und vor dem Dorfe mit allem Hausgerät verbrannt. Damit ist auch die letzte Erinnerung an den Toten vertrieben, und das Leben geht wieder seinen gewohnten Gang.

Ist der überlebende Teil eine Frau, so müssen sich alle im Weiler ansässigen Ehepaare des geschlechtlichen Verkehrs solange enthalten, bis die Witwe sich wieder verheiratet oder, wenn dies nicht der Fall ist, mit dem Bruder des Verstorbenen oder einem anderen männlichen Mitglied der engeren Familie der Form halber während einer Nacht die Hütte geteilt hat. Das Ende dieser Karenzzeit wird mit einem Strohfeuer bezeugt, an dem aber sämtliche Dorfinsassen teilnehmen müssen, wodurch sehr oft eine größere Begeisterung verursacht wird.

Die Wirtschaftsweise der Tjivokve beruht hauptsächlich auf der Ausübung der Jagd, die ihnen in den zur Verfügung stehenden weiten Hohlhohlwäldern reiche Erträge liefert. Damit ist auch eine gewisse Freizügigkeit begünstigt und das Wohnen in den erwähnten leichtgebauten Hütten und kleinen Familienweilern, die, wie schon erwähnt, stets den Namen des Hauptlings führen. Wo ein gewisser Übergang zum Stadtbau bereits stattgefunden hat, ist dieser noch gering entwickelt. Bekannt sind nur wenig Feldfrüchte, vor allem Kergenhirse (Pennisetum) und Maniok. In Genussmitteln baut man neben etwas Tabak besonders Hanf, dessen Rauchen in Wasserpeifen bei den Tjivokve eine weitverbreitete Lebensweise ist.

Für die mit der Jagd meistens verbundene Sammeltätigkeit sind die Wälder der Tjivokve sehr geeignet; sie liefern in früheren Zeiten große Mengen von Wurzelgummis, der im Raubbau gewonnen wurde, und jetzt noch als wichtiges Produkt das Bienennest. Das Kadengeld der Ackerbauer hat bei ihnen niemals große Verbreitung besessen, da man zu wenig praktische Verwendung dafür hatte und außerdem

Eisen von ihnen selbst gewonnen wird. Als Binnengeld dienen Hühner, jedoch war der Handel unter den Tjivokve nicht ausgedehnt und beschränkte sich auf einige Korbflechtereien, Holzstühle oder kunstvoll hergestellte Kisten, für die es besonders geschickte Verfertiger gab, daß sich eine einigermaßen gewerbliche Tätigkeit lohnte.

Der Außenhandel setzte schon sehr frühzeitig ein und nahm, schon lange bevor die weißen Händler ins Land kamen, große Ausdehnung an. Gummi und Wachs wurden nach Ndonga, am rechten Ufer des Kuansa, zu den Ngwela, gebracht und gegen einheimischen Stoff aus Quimbe, den „mututu mita Quimbe“, eingetauscht.

Besonders die Mengen des auf diese Weise nach Westen gelangenden wertvollen Gummis erregten die Aufmerksamkeit der eingeborenen südafrikanischen Händler, der Nbandu, von denen dann große Karawanen ins Land kamen und alles aufkauften. Auf diese Weise erhielten die Tjivokve die ersten europäischen Kleiderstoffe, Brodem heute zahlreiche weiße und halbfarbige Händler in den Gebieten um den Kaitu herum verstreut leben, zieht der Tjivokve immer noch dem Verkehr mit ihnen die Geschäftsverbindungen mit den Nbandu vor. Als Tauschmittel dienen Steinschloß- oder Zinnhütchen, Borbeclader, Pulver, Salz und Stoffe. Bei den letzteren hat sich ein bestimmtes Längenmaß herausgebildet; als kleinste Münze dient die von der Brustmitte bis zu den Fingerringen gemessene Armlänge, der sich die Doppelarmlänge anschließt, die von Fingerspitze zu Fingerspitze über die Brust reicht.

Wird die Zeit nicht mit Jagd, Handel oder sonstigen Beschäftigungen ausgefüllt, so sieht man die Männer im Tjivokve-Berzamlungsbau beim Anfertigen von Eisenarbeiten zusammenhocken. Von der Gewinnung des Eisens als Rohmaterial bis zum Fertigfabrikat in Gestalt von Pfeilschiffen, kleinen Messerklingen, Flintenflugeln und den großen flammenförmigen Schwertern wird alles im Lande hergestellt. Die eisenhaltige Erde findet sich als Senfstein in den Wäldern der während der Regenzeit oft reichenden Sturzbäche und wird in der kalten Jahreszeit, wenn das Wasser versiebt, auf Vorrat geholt.

Eine solche Stelle befand sich unterhalb der Quelle des Baches Quasa, in der Nähe des Weilers Namutusa, dessen alter Häuptling zu meinen eifrigsten und von mir am höchsten geschätzten Besuchern gehörte, und dem ich seit langem einen Gegenbesuch schuldete. Derselbe wurde ich von dem prächtigen Manne, der mit seinen eblen, fast artischen Gesichtszügen, der schmalen Nase und der Pofffrur noch zu den am Überkommen haftenden Vertretern seiner Rasse gehörte, aufgenommen und in seiner Ansiedlung mitten im Walde festlich bewirtet. Sodann führt er mich selbst zum Bache und erklärte mir bei einigen dort vorhandenen Hütten den Vorgang bei der Gewinnung des Eisens.

Der bewusste Ofen ist bis zu einem halben Meter hoch und besteht aus einer aus Lehm hergestellten, sich nach oben verjüngenden Mähre, die zwei in verschiedener Höhe sich gegenüberliegende Öffnungen besitzt. Die größere an der Basis dient als Feuerloch und wird nach Beugung des Holzstohlfenners bis auf eine kleine Abflußöffnung verschlossen, während durch die andere, höher gelegene die tonerne Mundröhre eines zum Verbütten benutzten Stempelblasbalges in den Ofen hineinragt. Die Beschädigung der Anlage geschieht von oben, während das genommene flüssige Metall durch das Loch zu ebener Erde abfließt.

Der erwähnte, auch bei den Ngwela bekannte Blasebalg, der Ambösi, eine pinzettenförmige Riegelgange und ein Priemen bilden das Handwerkszeug für die Herstellung der Schmiedearbeiten.

Das gewonnene Eisen wurde ehemals auch zu einer weiteren, ersten Männerarbeit verwendet, zum Drahtziehen, während man jetzt den durch die weißen Händler eingeführten und daher leichter erfülllichen dünnen Messingdraht oder den aus dem afrikanischen Mineralzentrum Matanga über Namba gebrachten Kupferdraht vorzieht. Es werden jetzt also Halbfabrikate benutzt, die durch Erhitzen vor dem Blasebalg geschmelzt gemacht und durch einen mit immer kleiner werdenden Löchern versehenen vieredigen Eisenstab, den „lingangula“, so lange gezogen werden, bis der Draht dünn genug ist, damit er zu der beliebigen Umwindelung von Minutenschiffen, Messerklingen und Zierstäben gebraucht werden kann.

Das über die Kultur der Tjivokve Gesagte enthält eine Anzahl Tatsachen, die den Stamm sich scharf zwischen seinen Nachbarn abheben lassen und klar herausheben, wie hier mit der von Norden kommenden Wanderung eine landfremde Kultur keilförmig in den bisher geschlossenen Pfad der Ngwelaabköler gewaltfam eingeschoben wurde und noch wird. Besonders wichtig sind die Sippenorganisation und die endogamen Ehegesetze, während die Vererbung der Sippen und Kenntnis des Drahtziehens, wie schon erwähnt, Anhaltspunkte für einen kulturellen Zusammenhang mit Nordostafrika nahezuweisen lassen. Für ein abschließendes Urteil über die Stellung des Volkes innerhalb der afrikanischen Völkergemeinschaft ist das bisher Bekannte aber noch nicht ausreichend, sondern ergibt nur Anhaltspunkte für die Ausdehnung weiterer Forschungen unter den menschlich etwas schwer zugänglichen Tjivokve, wobei als hauptsächlich angenommen werden darf, daß eine solche Arbeit nicht nur wesentliche Aufschlüsse über das Volk selbst und seine Herkunft bringen, sondern sicherlich auch den Schließern liefern wird, welcher noch über der zufälligen Zusammenfügung des Reiches Lunda liegt, das im südwestlichen Kongobecken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in hoher Blüte stand und dessen Einflüsse bis nach Namende in Ostafrika reichten.

Zu den unterschiedlichen Merkmalen gehört neben zoter Körperbemalung auch das von den Tjivokve geübte Tätowieren des Gesichts, das sonst im südlichen Angola nicht bekannt zu sein scheint. Man schneidet kurze gleichlaufende Schnitte in die Haut, die so tief sein müssen, daß etwas Blut tropft. Die Wunden werden mit einer dickflüssigen Mischung von Gummi, Holzstohle und Nigamöl bestrichen, mehrmals kurz vor dem Verheilen wieder aufgerissen, bis die schwarze Farbe in der Haut haftet. Aufschneidungen werden Stammeszeichen auf dem Wangen tätowiert, denn es lehnen immer zwei parallele Spitzwinkel wieder, die mit den Schenkeln nach den Augen und Mundwinkeln zeigen.

Seltener, und fast nur bei Frauen, wird über der Nasenwurzel eine stilisierte hockende Menschenfigur auf die gleiche Weise dargestellt.

Zierarbeiten sind zum Schmuck des Leibes in der Nabelgegend sehr beliebt.

Literarische Neuerscheinungen

Tarzan bei den Affen. Erlebnis eines von Menschenaffen Geachteten. Von Edgar Rice Burroughs. (Verlag Dietrich & Co., Stuttgart.) — Ein Sensationsroman, der bereits für das Kino verwertet wurde. Die Nützlichkeit der Phantasie des Autors ist nicht gering. Er läßt ein Pflanz bei den Affen im Urwald aufwachsen, selber die ausgedehnten Eigenschaften dieser Tiere annehmen, u. stellt ihn dann, nachdem Tarzan erst einmal gemerkt hat, daß er Mensch ist, mit der Kultur in Konflikt geraten.